



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Das zimperliche Berlin.

Man hat Berlin seinen Hang zur Ironie, zum Spott, zum Zersezzen, zur Verhöhnung alles Sentimentalen und Romantischen vorgeworfen, aber noch niemals hat man einen Zug dieser Stadt hervorgehoben, der ganz in entgegengesetzter Art sündigt: die Zimperlichkeit. Dem Franzosen, der in leichten, ungezwungenen Artigkeitsgesetzen erzogen ist, dem Süddeutschen, der selbst in seinen höflichsten Stunden eine gewisse biederbe, warme Zutraulichkeit nicht ablegt, ist gleich beim ersten Eintreten in eine berliner Gesellschaft durch die porzellanene Höflichkeit, durch die steifleberne Umständlichkeit frappirt. Welche spanische Etiquette, den Damen gegenüber, welche spanischen Wände, die für die Sittlichkeit ganz unnöthig sind und doch alle rasche Conversation und heitere Geselligkeit auseinander halten. Tritt man in eine Restauration, in ein Café, welche Sabbathstille, man möchte sich in einem Betsaale glauben, worin höchstens die Geberbücher durch Teller und Tassen erfest sind. Durchstreift man die herrlichen, weitgedehnten Straßen, so fragt man sich unwillkürlich: hat der Kalender mich getäuscht und ist heute ein Festtag, den er nicht angezeigt? Ist diese lautlose Stadt wirklich von 400,000 Einwohnern bewohnt? In den entlegenen Straßen von Paris, Wien, Amsterdam und Brüssel ist mehr Geräusch und lautes Leben, als unter den Linden und in der Friedrichstraße. Die preussische Residenz macht den Eindruck eines großen königlichen Parks, den der Besizer aus Gnade dem Publicum geöffnet, in welchem es aber nicht einen Augenblick vergessen werden darf, daß hier ein Königsitz ist.

Wehe dem, der eine Cigarre im Munde hält! Der Fremde, der ungewohnt dieses unmotivirten Rauchzwangs hierher kommt, kann auf sein Reisebudget getrost 30—40 Thaler mehr stellen für die Strafe, die er im ersten Monat zu zahlen haben wird, weil er das Rauchverbot vergeblicher Weise verlegt. Dieser Vernichtungskrieg gegen den unschuldigen Glimmstengel, auf welchen die Gensdarmen (bisweilen sogar auch nicht uniformirte höhere Beamten, denen man, äußerlich wenigstens, den Gensdarm nicht ansieht) mit besonderer Passion Jagd machen, ist eine Frucht jener Zimperlichkeit. Auch Paris, London, Wien, Brüssel schmeicheln

sich große Städte zu sein und es fehlt dort gewiß nicht an Gentlemans und Lady's, an hochnäsigen Aristokraten und feinnäsigen zartbenerzten Damen, ohne daß die kleine Rauchsäule darum verpönt wäre, wie in Berlin, dessen Bevölkerung halb und halb im Soldatenstand erzogen, diesen friedlichen Tabakspulverdampf weit mehr sich angewöhnt hat, dessen Frauenwelt im Kreise schmauchender Väter und Brüder großgewachsen, keinen Horror dagegen affectiren kann, dessen Straßen aber von nichts weniger als wohlstehenden Gassen durchzogen, den Gegensatz einer wohlthustenden Havanna sehr wohl vertragen könnten.

Wehe dem, der einige Gläser Wasser zu viel getrunken und auf dem langen Wege bis zu seiner Wohnung umgekehrte Tantalusqualen zu leiden hat. In andern großen Städten hat man bei Fällungen vorsehen und menschenfreundlich im Interesse der Bedürftigen, und vorzüglich im Interesse der Vorbeigehenden, eine legale Zufluchtsstätte in Stein gehauen. Auf dem Boulevard und in den größten Straßen von Paris erheben sich von fünfzig zu fünfzig Schritt elegante, steinerne kleine Tempel, deren Außenseite zur Anklebung von Theaterzetteln und Affichen dient und deren Inneres gastfreundlich und mildherzig dem in Wassernoth sich Befindenden eine unbemerkte Rettungsstätte bietet. Die berliner Zimperlichkeit erkennt eine solche Noth gar nicht an. Das Stadtgesetz verbietet überall die mindeste Benassung des kostbaren Staubes, ohne jedoch die mindeste Vorkehrung gegen die übermächtige Gewalt des Augenblickes zu treffen.

Dieser Geist der Zimperlichkeit verfolgt den Fremden überall, in die Familienzirkel wie in die öffentlichen Vergnügungsorte. Die Sitzgarte ist sogar aus den Conditoreien verbannt, wo man nach Tische seinen Kaffee, verläßt oder verbittert durch die Lectüre einiger Zeitungen, genossen will. Geht doch die Zimperlichkeit so weit, daß man in jedem Kaffee-Gasthaus oder Restauration sogleich beim Eintritte ehrfurchtsvoll das Haupt entblößen und den Hut in die Ecke stellen muß, zum Vortheil einiger gefälliger Wechselagenten, die oft genug einen neuen ächten pariser *couvre-chef* gegen einen alten, in hundert Schlachten gedienten, gefälligst auswechseln. Die Diebe nämlich sind in Berlin vielleicht die einzigen Personen, die nicht zimperlich sind.

II.

Aus Galizien.

„Calomniez, calomniez, il en restera toujours quelque chose.“

Zu dieser Fahne Meisters Basils schwor eine Legion galizischer Correspondenzen auswärtiger Blätter; aber alle übertrifft an Maßlosigkeit ein Artikel aus dem nürnbergger Correspondenten, der auch in Nr. 102 der augsburger allgemeinen Zeitung überging.

Mitterlich ist beiderseits der Kampf im Jahre 1809 durchgeführt worden; kein Zug zweckloser Grausamkeit oder wilder Barbarei besudelte ihn. Nicht große Rebellenchaaren, sondern eine kleine Abtheilung regulärer leichter Cavallerie zog in das von Truppen verlassene Lemberg ein;

„Damen zogen ihr entgegen, schmückten die Kasse mit Blumen“ — dieses ist das einzige Wahre im ganzen Artikel; Damen, Männer und Volk begrüßten die polnischen Fahnen, aber dieser Enthusiasmus artete in keinen Exceß aus, und kein solcher wurde verübt; das Volk selbst verhielt sich ganz ruhig, der Adel patrouillirte Tag und Nacht, um diese Ruhe festzuhalten und deutsche Männer zu schützen. Alle Behörden wurden belassen, und nur unter Aufsicht einer aus bescheidenen Männern gebildeten Controle gestellt. Deutsche Männer von Ehre sind noch am Leben, die alles dieses mit Anerkennung, ja vielleicht mit einiger Dankbarkeit bezeugen werden. Daß es nicht Excesse waren, die den Einzug russischer Truppen — die das Larnopoler-Gebiet dafür einmarkteten — veranlaßten, weiß ein Jeder, der die Geschichte jenes Jahres etwas genauer kennt. Geißel, aus dem höhern Beamtenstande gewählt, wurden zwar nach Lublin abgeführt, dort aber mit allem Anstand und Schonung behandelt. Weder in Ost- noch im ehemaligen Westgalizien kam ein Mord oder dessen Androhung, noch sonst eine Mißhandlung vor; ein einzelner Anführer einer irregulären Abtheilung, erlaubte sich zu Brzezang — nicht Mord, nicht Mißhandlung — sondern blos demüthigende Ironie gegen geringe deutsche Individuen; das Nationalgefühl empörte sich dagegen; der polnische Bayard vernahm es mit Entrüstung, und verschloß diesem Anführer, einem altgeübten Krieger, den Eintritt in die Reihen des Heeres. —

Nach einem solchen Kampfe reichen sich kriegsführende Parteien schnell die Hand zur Aussöhnung. Der Kampf des Jahres 1809 ließ keine Spuren wechselseitiger Erbitterung zurück. Es beweist dies die große Zahl wackerer deutscher Jünglinge, die den Kampf vom Jahre 1831 mitfochten, überall durch Tapferkeit und Hingebung glänzten, und deren manche die Schlachtfelder mit ihrem Blute weihten; dieses thaten wohl nicht solche, die gräßliche Erinnerungen aus dem Jahre 1809 geerbt hatten.

Fremd dem letzten bedauernswerthen Ausbruche, fremd überhaupt der ganzen Bewegung und ihren Vorbereitungsarbeiten, kann ich nicht angeben, welche Mittel im Plane der Leiter lagen; Meuchelmord Wehrloser konnte es unmöglich gewesen sein. In Krakau hielten sich Männer von Ansehen und Talent entfernt, weil sie wahrscheinlich das Unternehmen für vernunftwidrig, staats- und politisch-unklug hielten; es wurde daher unbekannt Menschen, ohne Präcedentien, ohne gereifte Erfahrung, ohne alle Rechtstitel auf das Vertrauen der Nation leicht, aus ihren Schlupfwinkeln hervorzukriechen und sich der Leitung des Aufstandes zu bemächtigen — woher manche sinnlose Maßregel, manche ungereimte Lüge, — aber dennoch kein Meuchelmord, weder in Krakau, noch in Podgorze oder Wieliczka.

Dolch und Gift waren nie polnische Waffen und sollten es auch nie werden. Blicken wir in die Geschichte, erinnern wir uns, welchen Stammes die gegenwärtige polnische Generation, und mit Stolz können wir zurückblicken in die ganze Vergangenheit von Jahrhunderten. Groß und mächtig war die polnische Nation auf dem Felde des Ruhmes; denn

dessen Grenzmarken waren Barna, Cecora, Moscau, Groß-Luki, Kirchholm, Grunwald, Insel Rügen, Kahlenberg bei Wien, Parkany und Bran. Groß war sie auch auf dem Gebiete der Aufklärung und Volksbildung; „alles was aufgeklärt, sucht in Polen Zuflucht“, sagte Erasmus Rotterodamus, ein gewichtiger Gewährsmann, der alle weiteren Beweise überflüssig macht. Toleranz, Complex der Geseze, wie in jenen Zeiten keine Nation aufzuweisen hat, die Sprache so ausgebildet, wie es die von heute ist; Volksschulen, wie Comendoni bezeugt, in jedem Dorfe; keine innern Convulsionen; keine Bauern- noch Religionskriege, keine Thomas Münzer, Ziska und Protokopius. Daraus verdüsterten sich jedoch die Zustände Polens; Kriege ohne Unterlaß, Ueberfluthung der Barbaren, Wahl der Könige, jedesmalige Erweiterung der pacta conventa, das liberum veto, auswärtige Intriguen, brachen die Macht der Geseze, und ist es zu verwundern, wenn Zügellosigkeit an die Stelle des früher so geregelten Zustandes trat, ein Volksaufstand in der Ukraine durch fremden Einfluß, und innere Unruhen ausbrachen? Aber noch am Vorabend des Sterbetages unseres Vaterlandes erschien die Constitution vom 3. Mai 1791, und mit ihr Erblichkeit und Glanz der Krone, Kraft der executiven Gewalt, reguläre Truppenmacht, Abstellung der Mißbräuche, Erhebung des Bürger- und Bauernstandes. Fuimus Troes, fuit Ilium, et ingens gloria Teucrorum! Und Sprößlinge solchen Stammes sollten zu Gift, Dolch, Meuchelmord greifen? — Edle deutsche Männer! — denn blos an solche ist dieses Wort gerichtet — setzt der Warnung jenes Verläumders Verachtung entgegen, wandelt ohne Scheu auf polnischem Boden; in seinen Eingeweiden wühlten keine solchen Gräßlichkeiten, die Euch bei einer jeweiligen Eruption, wie sich der Verläumder ausdrückt, zu vertilgen drohen. Die polnische Nation kann gebeugt, bei Versuchen um Wiedererlangung der nationalen Unabhängigkeit irre geleitet werden, kann Fehlgriffe thun — wird sich aber durch Gift, Dolch und Meuchelmord nie entehren. —

III.

Aus Berlin.

1.

Die verbotenen Zeitungen. — Im Interesse der Regierung. — Mad. Fezzinger und Herr Meirner. — Die Synode und der General Hiller. — Akademische Sitzung. — Ein Hofgespräch. — Noch ein Mal die Weserzeitung.

Die Luft ist schwül! Das Ereigniß dieser Woche war das Verbot der Weser- und der Bremerzeitung. Dieser unerwartete Blitz und Bannstrahl, hat nicht etwa blos in reading-rooms und Schriftstellerkreisen ein allgemeines Erstaunen erregt, sondern auch im Olymp der Diplomatie hat man die Köpfe darüber zusammen gesteckt. Die Weserzeitung war ein journalistisches Conversationslexikon für die jungen Legationssecretäre, die beim Frühstück ihre Studien über deutsche Zollverhältnisse darin machten und nun plötzlich erstaunt waren, daß sie unbewußt mit Gift sich genährt, das die politische Gesundheitspolizei in dem Teig dieser Zeitung

entdeckt hat. Möchten doch die medicinischen Annalen unserer Censurärzte geruhen, die Analyse dieses Giftes nächstens zu veröffentlichen, damit unerfahrene Menschenkinder die Symptome solcher gefährlicher Schwämme erkennen und sich zu hüten wissen. Das Verbot der beiden bremer Blätter hat in der That alle Maßstäbe übereinander geworfen und die Leser wie die Schriftsteller desorientirt. Es muß dem Staate sicherlich daran gelegen sein, seine Schriftsteller zu erziehen und ihnen Winke zu geben, über das was ihm gefährlich und was ihm nicht gefährlich scheint. Die Maßregel gegen die beiden bremer Blätter ist aber ganz geeignet, die Köpfe zu verwirren. Allenthalben fragt man sich, wo denn eigentlich des Pudels Kern saß und in welchem Versteck die Sünde lauerte. Bei der Wesezeitung sucht man die Ursache in einem Artikel, den sie zu Anfang des Jahres brachte; es sind zwar seitdem sechs Monate verstrichen, indessen ist der Gott Israels ein eifersüchtiger Gott, der das Verbrechen der Väter bis in's dritte und vierte Glied straft. Man nimmt an, die Regierung habe die bereits bezahlten Abonnements für das erste Semester im Interesse der Consumenten schonen wollen und habe das Verbot daher erst zu Anfang des zweiten Semesters eintreten lassen. Aber für die Bremerzeitung weiß man in der That keine Ursache herauszufinden und wir müssen es wiederholen, es wäre im Interesse der Regierung selbst, wenn sie ihre Motive veröffentlichte und die anstößigen Artikel bezeichnete. Jede Strafe soll ja zugleich als ein abschreckendes Beispiel dienen. Wie aber soll man dieses finden, wenn bei der Sentenz das Vergehen des Verurtheilten nicht gleichfalls veröffentlicht wird? Noch ganz andere Fragen bringen bei dieser Gelegenheit sich auf — doch die Luft ist schwül! — Sprechen wir vom Theater. Die Hansestädte, weil wir doch ein Mal dabei sind, haben uns eine dicke Gesangsheldin hergeschickt, in der Person der Madame Fehringier vom hamburgischen Stadttheater. Diese wohlbeleibte Künstlerin sieht aus, wie die Göttin Harmonia selbst, doch steht die Fülle ihrer Stimme in gutem Verhältnisse zu ihrer Gestalt und die trefflichen Aulstern und das herrliche Rauchfleisch der gesegneten Elbestadt scheinen beiden sehr wohl anzuschlagen. Ich hörte Mad. Fehringier als Ugahe im Freischütz und als Julia in der Wesfalin. Sie hat zwei seltene Eigenschaften, die sie auszeichnen, einen gesunden volltönigen Sopran und übersprudelndes Feuer. In der That große Qualitäten und doch keine erste Sängerin, denn ihr fehlt die Schule! Von einem gehörigen Vertheilen der Stimmittel, von Piano und Crescendo ist keine Rede. Forte und Fortissimo — Schreiben und kein Ende. Uebrigens soll Madame Fehringier, trotz ihrer reifen Figur, noch eine junge Frau von sechs siebenundzwanzig Jahren sein; da läßt sich noch viel lernen. — Ein anderer Gast, Herr Meixner vom leipziger Stadttheater, erwarb sich durch seinen natürlichen, frischen Humor ungezwungenen, einstimigen Beifall, was an der hiesigen königlichen Bühne um so mehr sagen will, als grade die vielen trefflichen Komiker, die sie aufzuweisen hat, eine ihrer stärksten Seiten bilden und das Publicum in dieser Beziehung sehr verwöhnt ist. Heute Abend beginnt das Rettich'sche Ehepaar

günstig aufgenommen worden ist. Die Besetzung der Rollen ist folgende:

aus Wien sein Gastspiel. Man sieht namentlich Mad. Kettich mit großer Spannung entgegen.

Das kirchliche Drama, das hier unter dem Namen Synode seit einigen Wochen spielt, findet im Publicum eine wunderbare Gleichgiltigkeit und begegnete man nicht hier und dort einem der ehrwürdigen Herren, auf fleischlichem Wege bei Schott, Milenz oder Tieg, wo sie, durch ein copioses Mittagmahl von ihren Seelsorgen sich erholen, die Laien würden kaum von ihrer Existenz in der Hauptstadt wissen. Eine der interessantesten Personen der Synode ist der greise und vielverdiente General Hiller, der bereits unter Friedrich dem Großen in den Soldatenstand getreten ist und jetzt als ein achtzigjähriger, frischer und lebenslustiger Greis, als Laienabgeordneter von Schlesien, in der Synode sitzt, um das freisinnige Element seiner Provinz in dem geistlichen Congresse mit gewohnter Tapferkeit zu vertreten. Es ist in der That eine Lust, die noch fast jugendliche Rührigkeit des alten Herrn zu beobachten. Einer meiner Bekannten, der ihn unlängst in die Vorstellung des „schlesischen Feldlagers“ begleitete, erzählte mir, der alte Herr sei vor Aufregung außer sich gewesen, als er den bekannten zweiten Act mit seinen im Style Friedrichs II. costümirten Soldatengruppen gesehen habe. Er mußte sich die Thränen aus den Augen wischen: Diese Uniform habe ich selbst noch getragen, flüsterte er seinem Nachbar zu.

Die hiesige Akademie der Wissenschaften hielt Mittwoch am 1. Juli eine interessante Sitzung. Die Sitzungen der Akademie finden zwar regelmäßig nur an Donnerstagen statt, aber da auf diesen Tage das Leibniz'sche Jubiläum fiel, so verlegte man ihm zu Ehren, die Feierlichkeit um einen Tag zurück. Zwei Reden zeichneten sich namentlich aus, die eine von Bökh, der solche Gelegenheiten selten vorüber gehen läßt, ohne für die Freiheit der Wissenschaft ein warmes Wort zu sprechen und nöthigenfalls — wie dieses Mal — eine Lanze zu brechen, und eine zweite Rede von Perz über die Religionsansichten Leibnizens. Letztere erschien bereits nach zwei Tagen in der verdienstvollen hier erscheinenden „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft.“ Schelling und der Minister Eichhorn wohnten jener Sitzung bei.

In den Hoffkreisen ist der Ausflug des Königs, der in Begleitung des Königs von Sachsen „um zu botanisiren“ nach Rügen reiste, das Tagesgespräch. Die eigentliche Blume, die den Mittelpunkt dieser botanischen Reisen bildet, soll die reizende Prinzessin Louise sein, die in Rügen mit dem Kronprinzen von Schweden versprochen worden sein soll. Die junge Prinzessin ist eine Tochter des Prinzen Carl. Sie befindet sich mit ihrer Mutter in Rügen, wo auch vor einigen Tagen die Königin von Schweden angekommen ist. Was dieser Angelegenheit in den Augen der Adelsaristokratie eine besondere Wichtigkeit gibt, ist der Umstand, daß ein Enkel Bernadotte's, des gekrönten Advocatensohnes aus Pau, Mitglied der königlichen Familie werden soll. Die uckermärkischen Legitimisten, plus royalistes que le roi, sehen darin etwas Wunderbares. Aber der Sohn des edlen Oskar von Schweden ist so legitim, wie nur irgend ein Abkömmling des droit divin.

Herr Schönemann, der Eigenthümer der Weserzeitung, ist heute hier angelangt, um Schritte zur Wiederaufnahme der Weserzeitung zu thun. Beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten wußte man am ersten Tage gar nicht, daß das Blatt mit Interdict belegt ist. Verboten sind, wie man nachträglich hört, die beiden bremer Blätter nicht, sondern nur der Postdebit ist ihnen untersagt, was bei einem politischen Blatte allerdings die Lebensfrage ist, zumal für die Weserzeitung, die 2000 Exemplare nach Preußen sandte. Aber auch in Bezug auf das Postdebit hört man widersprechende Nachrichten, denn rheinische Blätter melden, daß sie nach wie vor ihre Exemplare beziehen. Es sind der Räthsel gar viele in dieser Angelegenheit!

0—0

2.

Bülow = Summerow über das Bankwesen.

Die Fluth der Schriften zur preussischen Bankfrage schwillt immer mehr an. So eben ist wieder von Hrn. Bülow = Summerow eine neue Brochüre erschienen: „Das Bankwesen in Preußen mit Bezug auf die Cabinetsordre vom 11. April 1846.“ Der Verfasser gibt darin die Geschichte seiner bei der preussischen Regierung seit Ende des Jahres 1844 gestellten Anträge und legt anhangsweise die von ihm eingereichten Denkschriften zum ersten Male dem Publicum vollständig vor. Diese Schrift ist in dem Bankstreit ein gar merkwürdiges Actenstück. Es ist dem Herrn v. B. = C. nicht zu verdenken, daß er seine eigenen nunmehr gescheiterten Pläne noch vor dem Publicum auf's Beste herauszustreichen sucht, aber entweder er fehlt und weiß, in was für Widersprüche er sich dabei verwickelt, wie viel er vertuscht und bei Seite schiebt, auf wie viel falsche Voraussetzungen er seine Behauptungen baut, oder er fühlt und weiß das Alles nicht; im letzteren Falle wollen wir dem alten Manne, der Zeit seines Lebens Projecte gemacht und sich selbst in dem Neze seiner eigenen Pläne zu sehr verstrickt hat, um die einzelnen Fäden noch entwirren zu können, es verzeihen, daß er uns mit Faseteilen belästigt, die, wenn man jene Rücksicht nicht nimmt, ärgerlich und zum Theil empörend erscheinen müssen; im ersteren Falle ist es kaum zu glauben, auf welche Beschränktheit oder welches Maß von Autoritätsglauben Herr v. B. = C. bei seinem Leserkreise gerechnet haben muß, um es wagen zu können, denselben so grob, als er es gethan hat, zu hintergehen. Jedenfalls unverzeihlich ist aber, daß fast Alles, was Herr von B. = C. über die Handlungen Anderer, über den Zusammenhang der Vorgänge und über die objective Lage der Sache beibringt, unerhört entstellt, verschoben und verfälscht ist: „Ich beklage es,“ sagt Herr von B. = C. an einer Stelle, „daß man von so verschiedenen Seiten her nicht begreifen kann, wie man ohne Eigennuß sich einer guten Sache widmen könne, noch mehr beklage ich es, daß man Diejenigen, die mit voller Ueberzeugung eine Sache vertheidigen, persönlich anfeindet.“ Daß Herr v. B. = C. mit voller Ueberzeugung seine Sache für gut hält, haben wir keinen Grund ihm zu bestreiten; sie braucht darum noch nicht gut zu sein. Aber wenn sie

auch so gut wäre, als sie unserer Meinung nach nicht ist, so würde dies doch immer nicht den Gebrauch so schlechter Mittel als der Verfasser zu ihrer Vertheidigung anwendet, entschuldigen können.

† †.

IV.

Aus Hamburg.

Ende Juni.

Gymnasium und Bürgerschaft. — Der Mittelstand. — Lind.

Mit unserm akademischen Gymnasium, auf oder an welchem alle fünf Professoren zusammen oft kaum sechs Zuhörer haben, dürfte es allem Anschein nach nun doch bald am Ende sein. Der Senat hat nämlich den Muth gehabt, ich glaube schon zum dritten Male einen Angriff auf die Contributionsgeduld der Bürgerschaft zu machen und bedeutende Zuschüsse besonders für die Realschule zu verlangen, aber die Bürgerschaft, der es bei der allgemeinen Geldnoth denn doch etwas heiß um die Ohren werden mag, hat jenen Antrag zum dritten Male zurückgewiesen. Wenn man bedenkt, daß für die Volksschulen nie das Geringste gethan wird, daß jene neue angefonnene Contribution nur den höheren Ständen zu Gute kommt, so ist solche Hartnäckigkeit von Seiten des Senats doppelt auffällig und charakteristisch. Das Gymnasium, dieses ganz und gar überflüssige „Universträtchen spielen“ wird aufhören müssen, damit zunächst wenigstens diese 30,000—40,000 Mark jährlich besser verwandt werden. Nur bleibt die Frage: Wohin mit den Professoren? Die Leute sind hier einmal angestellt worden und da sie im Ganzen nichts weniger als lumina mundi sind, so dürfte es für die Meisten sehr schwer fallen, an einer Universität oder an einem anderen Gymnasium eine so vortheilhafte Anstellung wieder zu finden. Uebrigens ist das ganze Johanneum seit Gurkitt von Jahr zu Jahr mehr in Verfall gekommen.

Wenn man auf den Großhändler und seine Verbindungen hört, so ist Hamburg noch immer im alten Flor, denn der Großhändler sagt: l'état c'est moi, und er geberdet sich gegen den Kleinhändler und gewöhnlichen Mittelstandsbürger in der That wie Ludwig XIV., er sieht ihn von der Seite an, ob er bankrottirt hat oder bankrottiren will, und geht seine überseitschen Wege weiter. Aber der zweite und dritte Stand weiß am besten, wo Hamburg der Schuh drückt und daß die allgemeine Geldnoth nicht bloß von einer momentanen Krisis, sondern von ganz anderen Dingen herrührt. Unser Stadttheater brachte seit über drei Monaten kein einziges neues deutsches Stück, sondern fortwährend französische Fabrikate auf ihre längst entweihten Bretter. Jetzt singt die Lind wieder ihre drei Rollen in möglichst bunter Darstellung bei doppelten Preisen ab. Wann wird man auch den Schauspielerverucher im Verhältnis zum Pauperismus beleuchten! Bei den Lind-Vorstellungen hat das

Stadttheater eine Methode des Berliner Hoftheaters nachgefaßt: „Zu dieser Vorstellung gelten die Billets, welche hinten roth sind.“

V.

N o t i z e n.

Schriftstellerversammlung. — Correspondenzen gegen Correspondenzen. — Die historische Kritik.

Die deutsche Schriftstellerversammlung findet nun dieses Jahr definitiv statt. Der leitende Ausschuß, die Herren Biedermann, Laube und Kühne, ladet auf den 1. October nach Weimar ein. Aus dem Umstande, daß fast alle deutschen Blätter sich beeilen, diese Einladung anzukündigen, läßt sich auf eine größere Theilnahme als im vorigen Jahre schließen. Zeit und Ort sind passend gewählt, und soviel wir aus Privatmittheilungen erfahren, steht ein zahlreicher Besuch in Aussicht.

— Die kölnische Zeitung enthält in ihrer heutigen Nummer einen Artikel aus Böhmen, der gegen unsern prager Correspondenten und seine Auffassung der ständischen Verhältnisse polemisirt. Indessen wird man unserm geehrten Mitarbeiter gewiß die Unparteilichkeit nicht absprechen, wenn man erst die Correspondenz aus Prag in Nr. 26 gelesen hat. Was die Redaction der Grenzboten betrifft, so hat sie nicht die Anmaßung, in dieser Angelegenheit ein bestimmtes Urtheil abgeben zu wollen. Ist es schon bei ständischen Verhandlungen, die öffentlich geführt werden, bisweilen schwer, inmitten der verschiedenen Parteien, ein unbefangenes Kriterium zu gewinnen, wie viel mehr erst bei Landtagen mit verschlossenen Thüren. Unsere Absicht beschränkt sich bloß darauf, die ständischen Tendenzen so weit als möglich zu vermitteln und zur Discussion zu bringen. Ist der Gesichtspunkt des Berichterstatters einseitig, so wird die verlegte Partei gewiß nicht dazu schweigen und die Entgegnung anzuregen, ist gleichfalls ein Verdienst. Der vorliegende Fall zeigt dies deutlich. Der Einsender in die kölnische Zeitung gibt einen ausführlichen Umriss der Thätigkeit der letzten ständischen Verhandlungen in Prag, um dadurch den Correspondenten der Grenzboten zu widerlegen. Diese dankenswerthen Details wären jedoch vielleicht ausgeblieben, wenn unsere eigene Correspondenz sie nicht angeregt und nöthig gemacht hätte. Uebrigens werden wir in einem unserer nächsten Hefte einen ausführlichen Artikel „Zur Beurtheilung der ständischen Verhältnisse in Böhmen“ bringen.

— Die historische Kritik hat es sich herausgenommen, das letzte der zehn Gebote als unecht zu streichen, ohne daß die wachsamten Augen der irdischen Vorsehungen in Schrecken gerathen wären. Was soll nun, nachdem das letzte Gebot gestrichen und Jeder nach Herzenslust wünschen kann, aus den bestehenden Verhältnissen werden?

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrá.